

IN DIESER AUSGABE

Plattdeutsche
Sprechstunde:
Erkältung

SEITE 2

Die AWO
in der
Nachkriegszeit

SEITE 2

50 Jahre
Partnerschaft
mit Voiron

SEITE 3

Kegeln – ein
Jugendsport vor drei
Jahrhunderten

SEITE 4

Nachlass von
Dr. Kurt Schober im
Stadtarchiv

SEITE 5

Gottesanbeterin
in Vlotho
beobachtet

SEITE 6

Visionäre
Architektur
für Herford

SEITE 7

Neustart mit Tante Emma

Vlotho: Das heimlichste Museum im Kreis will entdeckt werden. Der Heimatverein präsentiert Dinge aus der Stadtgeschichte. Anfassen ist erlaubt



Im Laden: Udo und Ursel Kohlmeier sowie Kurt Knäble (v.l.) haben mit ihren Mitstreitern Barbara und Bernd Büschenfeld das Museum auf Vordermann gebracht. Knapp fünfzig solch kleiner Verkaufsläden gab es einmal in Vlotho, wie „Tante Anna“ und „Oma Schrader“. Als letztes schloss vor zwanzig Jahren Tante Minna Wulbrandt ihren Laden auf dem Buhn.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Jahrbuch 2017

Weil Weihnachten immer so plötzlich kommt, gibt es rechtzeitig vorher das neue Historische Jahrbuch. Diesmal mit Geschichten über gefährlichen Schmuggel an der Westgrenze, Italiener in Herford, Auswanderer in Vlotho und die seltsamen Röteteiche in Bardüttingdorf. Zum Verschenken und selber Lesen. Im Buchhandel 14,90 Euro oder unter www.kreisheimatverein.de

Von Christoph Mörstedt

Mehr Luft, mehr Licht, mehr Besucher: In der dritten Etage der Vlothoer Kulturfabrik, dem Bahnhof schräg gegenüber, hat sich Erstaunliches getan.

Neue Leute im Vorstand des Heimatvereins haben Hand angelegt und der Heimatstube ein ganz frisches Gesicht verpasst.

Mehr als 750 Besucher al-

lein im vergangenen November wunderten sich nicht schlecht. Was ist passiert?

Seit Jahrzehnten sammelte der Heimatverein Dinge aus der Vlothoer Stadtgeschichte. Als da wären: Die Brauerei Volbracht, die Zigarrenindustrie, der Hafen, die Eisenbahn, das alte Handwerk, Ufelferner Trachten, Fossilien und archäologische Funde, bürgerliches Wohnen, Land- und Hauswirtschaft, die Mühlen,

die Nachkriegszeit, die Kleinbahn. Alles und noch viel mehr. So wurde die Heimatstube voll und voller wie ein begehbares Lager, war aber hauptsächlich geschlossen.

2600 Arbeitsstunden später ist aus dem Depot ein Museum geworden. Vieles ist tatsächlich in ein Depot gewandert. So haben die Besucher Platz und staunen, was das alte Vlotho so alles zu bieten hat. Anfassen ist erlaubt, Aktio-

nen, Vorträge, Bilderschaufenster finden statt. Die Museumsleute laden zu regelmäßigen Museumstagen ein, Sonderöffnungen für Gruppen gehören dazu und Stadtführungen enden im Museum beim Laden von Tante Emma – bei Hustelinen, Kaffeesatzmischung und Wippermanns Wacholder.

Infos: Udo Kohlmeier, Tel. (Tel. 0 57 33) 5 8 59, www.heimatverein-vlotho.de

Mit Flüchtlingshilfe ging es los

Neuerscheinung: Jürgen Büschenfeld beleuchtet die ersten 20 Jahre nach der Wiedergründung der Arbeiterwohlfahrt in Ostwestfalen-Lippe. Erstes großes Treffen 1946 in Herford

Von Hartmut Braun

Mit 250 Einrichtungen, 5.500 haupt- und über 3.000 ehrenamtlichen Mitarbeitern ist die Arbeiterwohlfahrt (AWO) in Ostwestfalen-Lippe einer der großen Sozial-Dienstleister. Kaum irgendwo in der Republik ist die AWO so stark wie in OWL. Der Historiker Jürgen Büschenfeld hat sich jetzt im Auftrag des Bezirksverbandes mit dessen Anfängen nach dem 2. Weltkrieg befasst – und viele interessante Details zutage gefördert.

Das erste große Treffen fand in Herford statt. Hier kamen am 18. Mai 1946 rund 400 Vertreter aus 150 „Ortsausschüssen“ zusammen, um eine erste Bilanz ihrer Tätigkeiten zu ziehen. Fast flächendeckend hatten sich seit dem Sommer 1945 in OWL der 1933 verbotenen SPD nahestehende Menschen unter dem Dach der Arbeiterwohlfahrt zusammengetan, um zu helfen. Sie wollten aktiv sein und Not lindern. SPD-Größen wie der Herforder Carl Severing, Carl Schreck und Emil Groß hatten diese Aktivitäten unterstützt, sich jedoch dagegen gewandt, dass die AWO wie in der Weimarer Republik als reine SPD-Organisation auftrat. Sie sahen, wie Büschenfeld herausarbeitet, im von der



Alterssitz mit Blick auf die Weser: Das „Haus Schönblick“ in Vlotho war eines der ersten stationären Projekte der Arbeiterwohlfahrt. 1950 kaufte der Bezirksausschuss das Objekt und machte es zum Altersheim für 50 Flüchtlinge.

FOTOS: ARCHIV AWO

AWO geprägten Sozialbereich vor allem ein Handlungsfeld für Frauen, während die Männer sich um den Parteaufbau kümmern sollten.

Die AWO sollte eng mit den (Sozial-)Behörden zusammenarbeiten; von Anfang an scheint sie sich als einer von mehreren „Wohlfahrtsvereinen“ verstanden zu haben.

Die AWO-Ehrenamtlichen organisierten anfangs vor allem Hilfen für Flüchtlinge, halfen bei Wohnraumbeschaffung und Grundversorgung, etwa in Volksküchen und Nähstuben.

Anders als in der Weimarer Republik trat der Verband jetzt

selbst als Träger von Einrichtungen auf. Man konzentriert sich anfangs auf Altenpflege und „Mütterhilfe“; doch bereits 1948 etabliert die AWO in Bielefeld auch eine Erziehungsberatungsstelle, für die sie eine Fachärztin für Psychiatrie einstellt.

Breiten Raum widmet Büschenfeld den Aktivitäten der AWO in Stukenbrock, wo eine große Flüchtlingsunterkunft auf dem Gelände des Kriegsgefangenenlagers eingerichtet wurde. Neben der AWO waren hier auch andere Sozialverbände aktiv. Finanziert werden diese Projekte meist aus öffentlichen Mitteln



Glücksfall: Frieda Nadig steuerte die Aktivitäten der Arbeiterwohlfahrt in den ersten 20 Jahren nach der Wiedergründung.

und auch Kleinspenden. Als Glücksfall erweist sich die Gewinnung einer Herforderin als erste hauptamtliche Geschäftsführerin auf Bezirksebene: Frieda Nadig, eine Fürsorgerin (Sozialarbeiterin), wird 1946 berufen – und bleibt bis 1966. Sie war bis 1933 bei der Stadt Bielefeld als Fürsorgerin tätig gewesen, wurde dann als bekannte Sozialdemokratin entlassen.

Energisch betrieb die erfahrene Frau, die 1948 als Mitglied des Parlamentarischen Rates eine der Mütter des Grundgesetzes wurde, den Aufbau von Institutionen und Projekten – Erholungskursen

für Kinder, Mütterkuren, Kindertageseinrichtungen. Im Raum Minden bekam eine „Mütherschule“ nach einem speziellen Frauenbildungskonzept große Bedeutung. Dabei dominierte auch in der AWO ein traditionelles Frauen- und Familienbild, wie der Autor feststellt.

Die erste AWO-Bezirkseinrichtung im Kreis war ein Altenheim in Vlotho, das 1950 für 50 Bewohner und Bewohnerinnen eröffnet wurde. 1957 eröffnete in Oetinghausen der erste AWO-Kindergarten. Es folgten Kitas in Südlengern-Heide (1960) und Bramschenkamp Herford (1965).

Mit dem Ausscheiden von Frieda Nadig 1966 endet der Berichtszeitraum der Studie. In jenen Jahren hatte die AWO einen neuen Schwerpunkt auf die „Ausländerarbeit“ gelegt – die Zeit der Gastarbeiter begann, „Integration“ zeichnete sich als Megathema ab. Hier endet das Buch, in dem viele Facetten nur angerissen werden konnten, etwas abrupt – und macht neugierig auf weitere Untersuchungen.

Jürgen Büschenfeld: Vom Sozialismus der Tat zur freien Wohlfahrtspflege – die Arbeiterwohlfahrt Ostwestfalen-Lippe 1946 – 1966, Bielefeld 2016, Verlag für Regionalgeschichte (herausgegeben vom Bezirksverband der Arbeiterwohlfahrt)

Husten, Schnupfen, Heiserkeit – schon ist man „verkuühlt“

Dr. Schröders Plattdeutsche Sprechstunde: Erkältung ist meist nicht so schlimm, aber mit einer Grippe ist nicht zu spaßen.

Niesen heißt auf Platt „prussen“

Es ist soweit. Erkältungszeit. Husten, Schnupfen, Heiserkeit! Da wollen wir heute einige passende plattdeutsche Ausdrücke auffrischen. Ist man erkältet, so ist man „verkuühlt“, also wörtlich „verköhlt“, und das kennt auch die hochdeutsche OWL-Regional-Sprache.

Wenn man verkuühlt ist, hat man auch meistens ein Kratzen im Hals und die Nase läuft: „Krassen odder äök Schrappen in’n Halse un de Niasen löpp“. Legt sich eine Schleimspur auf die Oberlippe, dann spricht der Plattdeutsche bildhaft vom „Schnöttenpatt“ (was als zweite Bedeutung auch ei-

nen Rotzbengel bezeichnen kann). Die gerötete Nase kann man auch gerne als „Drüll“ bezeichnen.

Ist die Stimme belegt bzw. heiser, dann ist man „diemsterig“ (was wohl ursprünglich mit dümmrig oder trübe zusammenhängt). Husten ist „Heoßen“, während „Kröchen“ ein Hüsteln, Anhusten oder Räuspern bezeichnet.

Für Niesen hat das Platt den alten Ausdruck „prussen“, also prusten bewahrt. Mit heißem Kopf = „heiten Kopp“ oder sogar Fieber = „Feiber“ könnte daraus eine Grippe werden. Grippegefühl zu haben ist „sick grippsch foih-



Plattdeutsche Sprechstunde: Dr. Achim Schröder.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

len“. Jetzt aber in ganzen Sätzen:

„Gistern hadde ek oll’n Schrappen in’n Halse un de Niasen jucke un feng an teo läopen. Vandage mosse ek af un an schniuben un prussen. Jümmer met’n Taschendeoke dän Schnötten afputzen. Leige es dat, dat kanns’e gläoben, dänn es de Drüll hennig reod un schrinnt. Ek kann man neoh Niasendrüssens un Heoßen-sapp iut de Afteiken halen. Wenn neoh Feiber kümmp met’n heiten Kopp un koihle Foite, dänn es man seo richtig grippsch un man bliff an’n Besten in’n Bedde liggen.“

Alles verstanden? Wenn

nicht: Fragen gehen, es gibt ja noch Plattsprecher.

Wat ek neoh säggen woll: Verkuühlung es meistens nich seo leige. Met Grippe es oaber nich teo spoaßen! Ek huape, jäi kuomt olle geod uober’n Winter.

Wer noch ein Weihnachtsgeschenk für Plattliebhaber sucht:

Der 2015 ins Ravensberger Platt (Quernheim) übersetzte Bauernroman „De Hoff van Modenkotte“ kann unter achim-schroeder@gmx.de noch bestellt werden. Dazu gibt es ganz neu auch eine MP3-CD als Hörbuch, beides zusammen für 12,90 Euro.

Kreis Herford und Voiron: Freunde seit einem halben Jahrhundert

Es galt, einen runden Geburtstag zu feiern. Die Stadt Voiron in Frankreich und der Kreis Herford sind Partner – seit genau 50 Jahren. Am 10. November begingen die Vertreter der Kommunen in Voiron das Jubiläum – mit Geburtstagskuchen und Musik von der Hausband der Bert-Brecht-Gesamtschule in Löhne.

Zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs machten Franzosen und Deutsche erst mit der Aussöhnung. Waren bis dahin vereinzelt Gruppen zu Besuchen hin und her gefahren, legten 1963 die Staatschefs General Charles de Gaulle und Konrad Adenauer mit einem Freundschaftsvertrag die Basis für mehr.

Ernst Albrecht, Landrat des Kreises Herford, und Raymond Tézier, Bürgermeister der französischen Stadt Voiron, nahmen den Ball auf und bahnten eine Partnerschaft beider Kommunen an. Zweimal wurden Urkunden übergeben: Am 25. August 1966 in Voiron und am 12. November desselben Jahres in Herford.



Das Treffen in Voiron: Im August 1966 wurden Einzelheiten der geplanten Partnerschaft besprochen. Mit dabei waren unter anderem der Kreistagsabgeordnete und spätere Landrat Siegfried Moning (vorne, 3. v.l.), rechts daneben Gaston Erard, Direktor der Sportschule und später Vorsitzender der Amicale laïque, Landrat Ernst Albrecht und seine Frau Erna. In der hinteren Reihe Marie-Jeanne Néton (2. v. r.), mit ihrem Bruder Noel (links daneben) und dessen Frau Ginette – unermüdlische Motoren der Partnerschaft.

FOTO: ARCHIV ALV

Seitdem sind sie unterwegs: Jugendgruppen aus den diversen Schulen, Fechter, Handballer, Skifahrer und Piloten, Feuerwehrleute und Rot-

kreuzler, Chorsänger und Marinekameraden, Rennradfahrer und Musiker, Biologen und Kunstfreunde – und viele, viele mehr, unzählbar. Seit 200

Jahren gibt es jetzt den Kreis Herford. Das jüngste Viertel davon wird er von französischen Freunden begleitet. Etwas Besseres konnte diesem

Kreis kaum passieren. Raymond und Ernst sei Dank. Ein „Kurz gefragt“ mit Pierre Micol, Präsident des Partnerschaftskomitees: ➤ 4. Seite

„Fahren sie ruhig dahin“

Zeitzeugin: Von ihren ersten Kontakten zur Partnerschaft erzählt Hélène Blanc aus Voiron. Die Freundschaften sind auch heute noch stark

Hélène Blanc, Voiron

Es war in der Schule, ich wollte gerade in meine Klasse gehen, da überfiel mich mein Kollege Michel Dussert mit dieser Frage: „Hélène, du hast doch keine Familie, kannst du nicht mit den Leuten von der Stadtverwaltung und der Amicale laïque nach Herford fahren? Die brauchen jemanden zum Übersetzen. Es wird sicherlich einige Reden geben.“ Ich überlegte kurz und sagte: „Warum nicht?“ Was daraus werden sollte, ahnte ich natürlich gar nicht.

Im November 1966 sollte in Herford bei der 150-Jahr-Feier des Kreises die Partnerschaftsurkunde übergeben werden. Ich ging also in unser Rathaus, um mir die Dokumente zu besorgen. Da stand ich in der Schlange und mich sprach ein älterer Mann an – mein Zahnarzt. Er meinte zu mir: „Fahren Sie ruhig dahin,

das ist eine gute Sache, dieses Unternehmen Freundschaft. Wenn es in Voiron einen Menschen gibt, der damit ein Problem hat, dann bin ich das. Aber ich bin trotzdem absolut damit einverstanden. Danke, dass Sie das tun.“ Später erfuhr ich, dass auch Widerstandskämpfer aus Voiron das KZ Auschwitz nur knapp überlebt hatten.

Wir fuhren mit dem Zug durch die Porta Westfalica. Wie ich das weite Flachland des Nordens so vor mir sah, dachte ich: Es ist am Ende dasselbe wie bei uns. Die Menschen bearbeiten die Erde, ernten Getreide, damit sie etwas zu essen haben. Die Sprache ist verschieden – aber sonst...

Wenig später hat mir Erna Albrecht, die Ehefrau des damaligen Landrats Ernst Albrecht, von ihrer ersten Reise nach Voiron erzählt. Sie waren im August 1966 mit einer kleinen deutschen Delegation in Voiron. Bürgermeister Ray-

mond Tézier, der in der Zeit der deutschen Besatzung aktiver Widerstandskämpfer gewesen war, sagte eines Morgens zu den Deutschen: „Sie wollen also mit uns eine Partnerschaft eingehen. Gut, aber vorher nehme ich sie mit ins Vercor-Gebirge. Bevor wir über Freundschaft sprechen können, müssen sie wissen, was ihre Landsleute uns angetan haben.“ Die Gruppe besuchte die „Grotte de la Luire“. In diese Höhle hatten die Kämpfer der Résistance ihre Verwundeten gebracht, um sie zu pflegen. Die Deutschen hatten das Versteck im Juli 1944 überfallen, 35 wehrlose Verwundete erschossen und alle Pfleger und Helfer gefangen genommen und deportiert.

„Da hab ich mich meiner Tränen nicht geschämt“, erzählte Erna Albrecht. Nach dem erschütternden Besuch luden die Franzosen ihre deutschen Gäste in ein Café ein. Die Unterhaltung der übrigen

Gäste erstarb plötzlich, als sie hörten, dass deutsch gesprochen wurde. Landrat Ernst Albrecht bat um Übersetzung und sagte: „Ja, sie haben hier viel und völlig zu Unrecht gelitten. Ich möchte Ihnen sagen, dass ich selbst als Kommunist während der Nazi-Zeit verfolgt war, mich immer wieder verstecken musste und meine Familie in ständiger Gefahr gelebt hat.“ Dieser Tag, dieses Zusammentreffen hat die Entscheidung für die Freundschaft gebracht. Unserem früheren Bürgermeister Raymond Tézier bin ich noch heute dankbar, dass er die Freundschaft auf die stabile Grundlage der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gestellt hat.

Diese erste Reise 1966 bildet bis heute meinen Grundstein für die Partnerschaft. Die Freundschaften, die damals entstanden sind, sind auch heute noch stark. Hélène Blanc ist Deutschlehrerin. Übersetzt von Dorothea Streich.



Geburtstagskuchen: Landrat Jürgen Müller und die Beigeordnete Dolorès Zambon schneiden an. FOTO: D. STREICH

Mit Musik

Keine Feier ohne Musik. Zusammen mit dem „Orchestre Galaxie“ aus Voiron gestaltete „Brechts Hausband“, das Blasorchester der Gesamtschule Löhne die 50-Jahre-Jubiläumsfeier mit. Schon bei der Biennale im Mai waren die Löhner in Frankreich dabei, dazu Schülergruppen aus Herford und Bünde. Der Austausch von Musikern hat Fahrt aufgenommen und die Partnerschaft belebt. Das Schöne daran: Musik braucht man nicht zu übersetzen.

Kegeln war vor 300 Jahren sehr beliebt

Brief an Äbtissin Charlotta Sophia belegt: Ihr Amtmann Philip Fürstenau und Hofrat Meinders haben in ihrer Jugend im Jülichen Garten in Herford gern die Kugel geschoben

Von Sarah Brünger

Vorchristlich, verrucht und noch immer beliebt – Kegeln. Im 14. Jahrhundert als lasterhaftes Glücksspiel unter Todesstrafe verboten, ist es doch bis heute nicht von der Bildfläche verschwunden. Erste historische Belege finden sich bereits im Jahre 3500 vor Christus. In einem ägyptischen Kindergrab entdeckte man ein Ziel-Wurfspiel, bei dem mit einer Kugel mehrere Kegel ins Visier genommen wurden.

Ob die Spielidee von Ägypten aus nach Europa gelangte, oder ob hier eine Parallelentwicklung stattfand, liegt noch im Dunkel der Geschichte. Dass das Kegelspiel früh auch in Herford sehr beliebt war, belegt ein Brief des abteilichen Amtmanns Philip Fürstenau an seine Dienstherrin Äbtissin Charlotta Sophia, den er um 1720 schrieb.

Darin gibt er ein Gespräch mit seinem Kollegen Hofrat Meinders wieder, in dem er die Lage des Jülichen Gartens beschreibt. Er befand sich zwischen dem Westfalenhof und dem Hofe der Witwe des Amtmannes Klöp.

Der Durchlass lag hinter der Scheune des Freiherrn von Amazon, die zuvor dem verstorbenen Dr. Schmackpfeffer gehört hatte. Der Garten lag nicht am Stadtgraben, sondern „hinter der Mauerre, wen sich [mein] Hoff Raht wird erinnern wissen wo selbesß wir in unserer jugent gekegelt haben und daselbest unßer Kegelpplatz war.“ Und daraufhin erinnert sich der bis dahin orientierungslose Hofrat Meinders: „Ja, nun ist Mirs voll bewußt



Westfalenhof: Der ehemalige Adelshof lag im Bereich Auf der Freiheit. In der Nähe lag der Jüliche Hof. FOTO: KOMMUNALARCHIV



Kegelschieben als Kinderspiel: Der Kupferstich von Daniel Chodowiecki von 1774 zeigt, wie es gemacht wurde. FOTO: WIKI-COMMONS

ich habe woll hundertmahl da gekegelt.“

Anlass des Schreibens war ein Streit um den sogenannten Kohlgarten des Jülichen Hofes, den die Äbtissin angeblich 1710 vom brandenburgischen Kurfürsten geschenkt bekommen hatte. Der Jüliche Hof war Sitz der Grafen von Jülich-Kleve-Berg, die seit 1547 die Gerichtshoheit in Herford innehatten. Ohne

Wissen der Äbtissin wurden noch nach der Schenkung weiterhin Abgaben an den Grafen für den Garten bezahlt, was nun ein Ende haben sollte.

Da Äbtissin Charlotta Sophia von Livland, Kurland und Semgallen über das Kohlgartenschirmmützel hinaus noch vielen anderen Zwigigkeiten ausgesetzt war, hatte sie sich 1703 ins Exil nach Verden geflüchtet und lenkte von dort

aus die Geschicke Herfords. Ihr beflissener Amtmann Philip Fürstenau berichtete ihr detailliert über die Vorkommnisse rund um die Abtei.

Er hatte große Fußstapfen zu füllen, denn Philip Fürstenau war ein Nachkomme des berühmten Anton Fürstenau, der sich im dreißigjährigen Krieg als großer Herforder Diplomat hervorgetan hatte. Sein Gesprächspartner, Hofrat Meinders, gehörte als Kanzlist ebenfalls zum Personal der Abtei.

Von den im Brief beschriebenen Höfen hat sich keiner erhalten, sie würden sich heute im Bereich Auf der Freiheit Ecke Arndtstraße befinden.

Vorrangig die Kanonissen und namenhafte Personen aus dem engen Umfeld der Abtei hatten hier ihre repräsentativen Wohnsitze, so auch Dr. jur. Hermann Schmackpfeffer, Hofmeister Georg Christian von Amazon und Amtmann Klöp. Der Westfalenhof des Rittergeschlechtes „von Westfalen“ erlangte noch einmal 1816 besondere Beachtung, als hier der erste Landrat des frisch gegründeten Kreises Herford, Franz Haß, seinen Amtssitz nahm (HF-Magazin Nr. 98).

An Steintorwall und Stadtgraben entlang erstreckte sich die Stadtmauer, in dessen Schutz Garten und Kegelpplatz lagen. Eine ungefähre Einordnung ist mit Hilfe eines Stadtplans von 1750 möglich.

Nur wenige Dokumente zu den Besitzverhältnissen auf der Freiheit haben die Zeiten überdauert und Angaben zu Freizeitbeschäftigungen der alten Herforder sind noch seltener. So liefert Amtmann Philip Fürstenau hier also ganz

beiläufig einen sehr interessanten Einblick in die Lebensrealität vor 300 Jahren.

Dass sich uns heute dieses Guckloch in die Geschichte öffnet, haben wir dem ehemaligen ehrenamtlichen Gemeindecarchivar Franz Liesche aus Hiddenhausen zu verdanken, der den Brief sicher verwahrt hat. Sein Nachlass befindet sich im Kommunalarchiv Herford.

Franz Liesche

◆ Franz Liesche wurde 1926 in Leobschütz (heute Głubczyce in Polen) geboren. Nach dem zweiten Weltkrieg fand er in Hiddenhausen eine neue Heimat.

◆ Hauptberuflich unterrichtete er an Schulen im Kreis Herford, ehrenamtlich arbeitete er als Archivar für die Gemeinde Hiddenhausen. Er war wichtiger Ansprechpartner in geschichtlichen Fragen, sammelte und forschte über 50 Jahre lang zu verschiedensten Themen der Orts- und Regionalgeschichte.

◆ Nach Franz Liesches Tod 2012 gelangte sein Nachlass ins Kommunalarchiv Herford. Er stellt eine wichtige Ergänzung zum Gemeindecarchiv dar, das ebenfalls im Kommunalarchiv lagert.

◆ Die Bearbeitung des Nachlasses wurde kürzlich beendet, so dass er nun der Forschung zugänglich ist.

Kurz gefragt: Pierre Micol, Präsident des Partnerschaftskomitees

Monsieur Micol, die Partnerschaft Voiron/Kreis Herford besteht jetzt ein halbes Jahrhundert lang. Sind Sie persönlich zufrieden mit dem, was daraus geworden ist?

Die Partnerschaft ermöglicht Jahr für Jahr jungen Leuten Erfahrungen im Ausland zu machen. Und alle freuen sich nach der Rückreise immer so ehrlich. Sie fragen mich oft, ob es möglich wäre, das

noch einmal zu erleben. Das macht mich froh und ich bin überzeugt: Wir bauen im Kleinen mit an einem großen und starken Europa. Und nicht zuletzt habe ich persönlich sehr gute Freunde kennen gelernt und die schöne Gegend Westfalen entdeckt.

In vielen Ländern Europas erlebt der Nationalismus zurzeit einen Aufschwung. Besorgt Sie das?

Grundsätzlich halte ich die Völker Europas für vernünftig genug, extremistischen Parteien nicht dauerhaft zur Macht zu verhelfen.

Diese Parteien treten mit Hilfe der Medien oft laut auf und wirken stärker, als sie sind. Die Brexit-Entscheidung fußt im Kern auf einer Lüge und wird auf die lange Sicht Europa eher stärken als schwächen.

Sprechen wir über die Zukunft. Was wäre Ihr größter Wunsch?

Europa sollte schnell ein Wirtschaftswachstum erzielen, damit die Arbeitslosigkeit der Jugend verschwindet. Ich bin sicher: Die Jugend findet in einer offenen Welt ihre Zukunft viel eher, als jeder für sich in seiner nationalen Ecke. Und das ist ein schönes Ziel gerade für die Partnerschaft. (cm)



Pierre Micol: Präsident des Partnerschaftskomitees in Voiron. FOTO: CLAUDIA SCHOREGE

Ein „Taugenichts“ wird „großer Sohn“

Nachlass von Dr. Kurt Schober: Briefe, Fotos, Notizen, Manuskripte und Dokumente sind jetzt ans Stadtarchiv gegangen. Sie erhellen das private, politische und wirtschaftliche Leben des Herforder Politikers

Von Christoph Laue

Aus dem Leben eines „Taugenichts“, so betitelte Kurt Schober sein Fotoalbum aus der Jugend 1917 bis 1938, in das er später zahlreiche weitere Fotos lose hineinlegte. In seinen letzten Lebensjahren bereitete er an seinem Schreibtisch in der Familienvilla an der Bielefelder Straße seine Autobiografie vor und er sortierte seine Briefe, Fotos, Notizen, Manuskripte, Urkunden und Dokumente aus dem privaten, politischen und wirtschaftlichen Leben neu. Zum Abschluss kam er mit diesen Arbeiten nicht, es gibt aber im Nachlass zwei umfangreiche Manuskripte „Meine Jahre als Bürgermeister 1961 – 1984“ und „Meine Jugendjahre 1917 – 1945“.

„Wir haben einen der größten Söhne der Stadt verloren“ sagte der CDU-Bundestagsabgeordnete Dr. Reinhard Göhner 2003 anlässlich des Todes von Altbürgermeister Dr. Kurt Schober.



Im Südpazifik: Kurt Schober (oben rechts im Bild) ist verwackelt. Damals musste man beim Foto noch still halten.

FOTOS: KOMMUNALARCHIV

Geboren auf den Tongainseln

Vorherzusehen war die Karriere Schobers nicht. Die Schobers selbst stammen aus einer Buchhändler- und Buchbinderfamilie aus der Bäckerstraße 5. Kurts Vater Ludwig Adam ging 1898 als Verwalter einer Kokosnuss-Plantage auf die Tongainseln, seine Frau Emma folgte 1902, wo Kurt als dritter Sohn der Familie 1917 in Nukualofa geboren wurde. Die deutsche Kolonie wurde 1919 neuseeländisch, der Vater blieb dort. Kurt selbst lebte seit 1922 mit Mutter und Geschwistern in Herford, um die Oberrealschule (heute Ravensberger Gymnasium) zu besuchen.

Nach dem Abitur 1937 ging er nach Hamburg, Berlin und schließlich München zum Studium der Volkswirtschaft, schrieb bis 1944 seine Doktorarbeit über Eugen Dühring und war nebenbei als Lehrer tätig. Da er als staatenlos galt, wurde er zunächst nicht zum Militär eingezogen. Er kehrte 1944 nach Herford zurück, war von Ende 1944 bis Mai 1945



Erster Schultag: Frühjahr 1924 in Herford.



Nachdenklich: 1941 in München.



Nachkriegszeit: Der 34-Jährige im Jahr 1951.



Werbung: Bundestagswahl 1969. Schober ist Mann der CDU.

kurzzeitig Soldat, unter anderem in Landsberg/Warthe. In Herford wurde Schober zur wohl politisch bedeutendsten Person der Zeit nach 1945 – so als Mitbegründer der CDU Herford 1947, als Stadtrat, CDU-Kreisvorsitzender, Oberbürgermeister, Bürgermeister und Bundestagabgeordneter. Beruflich engagierte er sich als Verleger unter anderem des Maximilians-Verlags, privat als Intellektueller, Schriftsteller, Rotary-Club-Mitgründer und an vielen anderen Stellen. Durch seine

Heirat mit Ilse Leight verband Kurt Schober sich mit dem Herforder Industrieadel. Die Leights waren Teilhaber der Süßwarenfabrik Kiel & Schmahl an der Ecke Bielefelder- und Wittekindstraße, die 1932 in der Wirtschaftskrise einging.

Die Familie wurde von einigen schweren Schicksalsschlägen getroffen, 1941 starb Kurts Bruder Gerhard Schober als Soldat bei der Schlacht um Kreta, sein Vater starb 1943 in einem Internierungslager in Neuseeland. Kurt und Ilse

Schober selbst bekamen 1952 Zwillinge – einer starb bei der Geburt, der Überlebende verunglückte tödlich 1972 bei der Bundeswehr. Nach dem Tode von Ilse Schober 2007 und des weiteren Sohnes Kurt-Henning Anfang 2016 war es nun möglich, Teile seines schriftlichen und fotografischen Nachlasses in das Stadtarchiv Herford zu übernehmen.

Schon eine erste Sichtung zeigt, wie bedeutend der Bestand für die Herforder Ortsgeschichte und weit darüber hinaus ist. Die umfassende

Verzeichnung des großen Bestandes wird sicher noch länger dauern. Der Nachlass enthält Unterlagen zur den Familien Leight und Schober bis weit in das 19. Jahrhundert zurück, die Biografien aller Familienmitglieder sind mit Briefen, Dokumenten und Fotografien nachvollziehbar. Schobers politisches, wirtschaftliches und privates Engagement ist vollständig belegbar. Fotos und Dokumente ergeben ein buntes Kaleidoskop der Nachkriegszeit in Herford.

Grillen für die Gottesanbeterin

Unerwartetes Fotomotiv: Die Insektenart kommt in Ostwestfalen-Lippe eigentlich gar nicht vor

Von Eckhard Möller

Es war ein schmaler hellgrüner Strich, der Dennis Obernolte am 28. September an einer Schuppenwand am Rehkamp in Vlotho-Valdorf auffiel. Aber der Strich hatte Beine! Es war unzweifelhaft ein dünnes Insekt, das da ganz ruhig saß, rund 4 cm lang.

Der winzige dreieckige Kopf mit den großen Augen und vor allem die eingeklappten Vorderbeine verriet: Es war eine Gottesanbeterin (Mantis religiosa) aus der Familie der Fangschrecken, die sich räuberisch ernähren.

Sie sitzen in der Regel ganz ruhig in der Vegetation – meist an Pflanzenhalmen – und warten. Mit ihren Vorderbeinen packen sie dort kleine Insektenbeute und zerkauen sie dann in aller Ruhe.

Obernolte machte genau das Richtige und fotografierte ausgiebig dieses seltsame Tier, um es zu dokumentieren. Dann setzte er es vorsichtig in

ein Terrarium, wo es noch rund drei Wochen lebte und mit kleinen Grillen gefüttert wurde.

Das Spannende an der Geschichte: Es gibt im Kreis Herford und in ganz Ostwestfalen keine freilebenden Gottesanbeterinnen.

Als die Nachricht von dem ungewöhnlichen Fund verbreitet wurde, setzten sofort Recherchen ein. Tobias Rautenberg von der Biologischen Station Westliches Ruhrgebiet in Duisburg, Spezialist für Heuschrecken und deren Verwandte, bestätigte die richtige Identifizierung.

Er wies aber auch darauf hin, dass das Tier unmöglich auf natürlichem Weg bis Vlotho-Valdorf gelangt sein könne, also durch eigenes Fliegen. Die einzig mögliche Erklärung sei ein passiver Transport mit Autos oder Lastwagen oder irgendwelchen Gütern (wie etwa Baumschulpflanzen) aus dem südlichen Deutschland oder mediterranen Ländern.

Im südlichen Deutschland

leben Gottesanbeterinnen in mehreren Regionen bis etwa am Mittelrhein bei Lorch an der Grenze Rheinland-Pfalz/Hessen im Norden und in einigen trockenwarmen Gebieten in Ostdeutschland, also sehr weit von Valdorf entfernt. Die Hunderte Kilometer dazwischen können sie unmöglich alleine schaffen.

Außerdem können offenbar nur die kleineren Männchen richtig fliegen; die großen Weibchen sind dafür wohl zu schwer. Deshalb kann eine Ausbreitung, auch durch die Klimaerwärmung begünstigt, nur äußerst langsam vor sich gehen.

Gottesanbeterinnen haben schon seit langen Zeiten wegen ihrer Körperform und Körperhaltung und wegen ihrer Jagdweise die Menschen fasziniert. Der eigenartige deutsche Name dieses einzigartigen Insekts weist darauf hin. Dass jetzt eine lebend in Valdorf aufgetaucht ist, ist eine der großen Überraschungen des Jahres.



Die Gottesanbeterin von Valdorf: Das Insekt kann nicht selbst in den Kreis Herford geflogen sein. FOTO: DENNIS OBERNOLTE

Kleiner Blaupfeil – ein treffender Name

Neu im Kreis Herford: Armin Deutsch hat die Libelle in einer ehemaligen Tongrube beobachtet. Schwach überströmte Quellbereiche oder langsam fließende Gräben sind seine Nische



Leuchtende Farbe: Der Kleine Blaupfeil ruht flach auf dem Boden.

FOTO: ARMIN DEUTSCH

Von Eckhard Möller

Klein und hellblau – das sind die Kennzeichen der Männchen. Der Kleine Blaupfeil (*Orthetrum coerulescens*) hat einen treffenden deutschen Namen. Er fliegt (oder besser sitzt) gerne an schwach überströmten Quellbereichen oder langsam fließenden Gräben, das ist seine Nische. Im Kreis Herford wurde er bisher noch nie beobachtet.

Am 11. Juni 2016 war der Jölllenbecker Naturbeobachter Armin Deutsch im Raum Enger unterwegs auf der Suche nach Großen Moosjungfern, einer weiteren seltenen Libellenart, auf die zu der Zeit in den Internetforen der Libellenkundler aufmerksam gemacht wurde, weil offenbar ein massiver Einflug vor allem im

Ruhrgebiet im Gange war.

In einer ehemaligen Tongrube fand er zuerst mindestens fünf Männchen des Südlichen Blaupfeils, einer mediterranen Libellenart, die in den vergangenen Jahren vermehrt in Westfalen beobachtet werden konnte.

Armin Deutsch hatte sie 2006 zum ersten Mal im Kreis Herford nachgewiesen – an warmen Gräben im Gewerbegebiet Oberbehme.

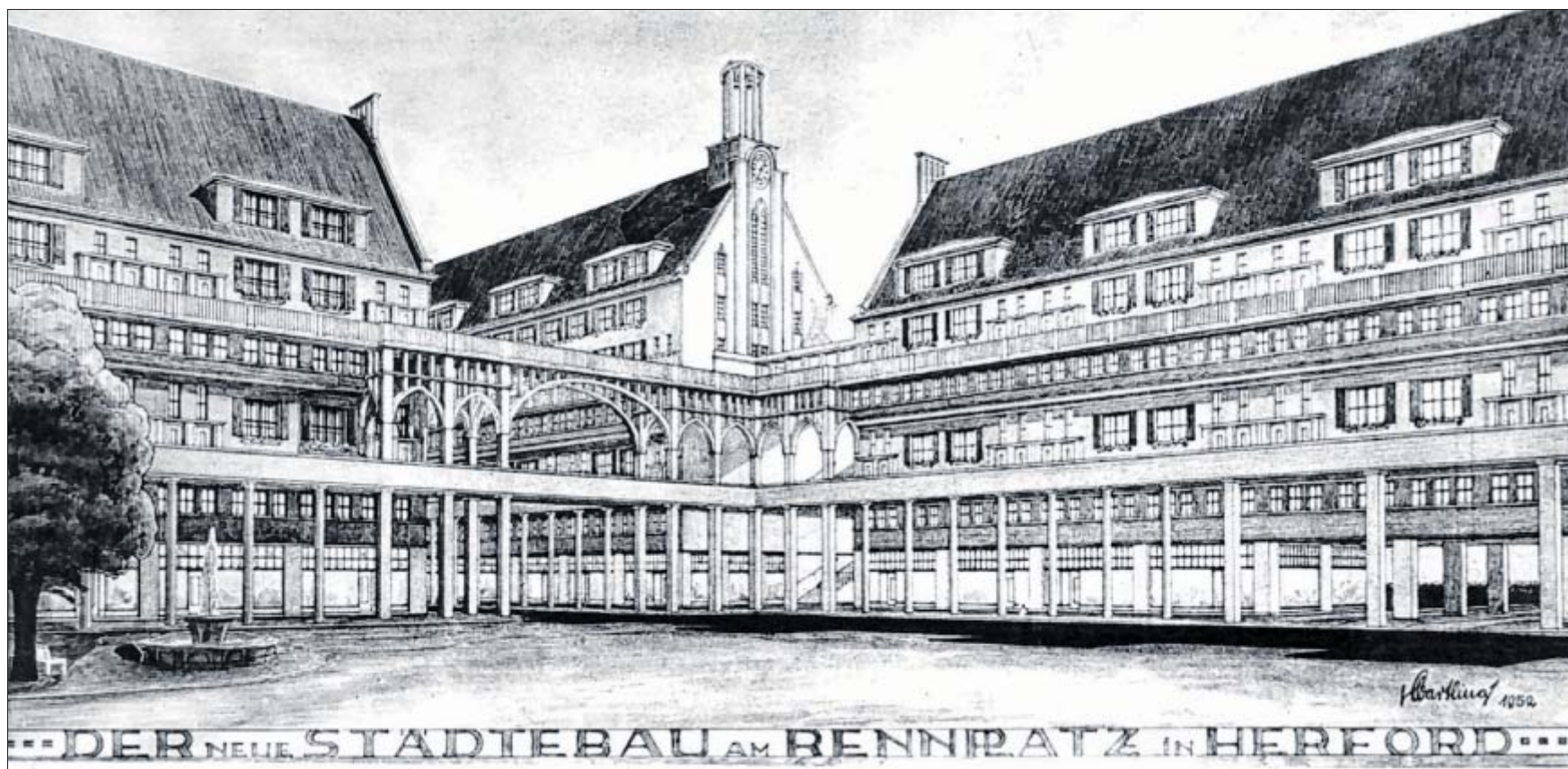
Doch dann flog plötzlich eine weitere blaue Libelle vor ihm auf. Sie war deutlich kleiner und setzte sich auch nicht auf den Boden, sondern auf ein paar Pflanzenhalme, die auf den grauen Tonbrocken lagen.

Es war ein Kleiner Blaupfeil, sein Hinterleib ist nur rund 30 Millimeter lang. Die Freude war groß.

Es war der erste Fund dieser seltenen Art im Herforder Kreisgebiet. In der Region sind Kleine Blaupfeile nur von der Kleinen Aue bei Espelkamp und aus dem Moorgebiet des Hiddeser Bent in Lippe bekannt, wo einzelne auch in diesem Sommer flogen. Die kleine Großlibelle gilt in Nordrhein-Westfalen in der Roten Liste als „stark gefährdet“.

Beim Tonabbau in der Grube bei Enger sind quellige Schichten angeschnitten worden, aus denen permanent Wasser rieselt. Diese flachen Rinnsale sind genau das, was Kleine Blaupfeile in ihrem Lebensraum brauchen.

Dort fallen sie nicht durch spektakuläre Flugmanöver auf, wie es andere große Libellen machen, sondern sitzen und warten auf passende Beute.



Entwurf für den Rennplatz in Herford: Bartlings großzügige Planung für die damals kriegszerstörte Fläche datiert von 1952.

ABBILDUNG: KOMMUNALARCHIV

Vision einer modernen Großstadt

Vergessener Architekt aus Herford: Hermann Bartling wollte mit seinem Konzept vom Reihenhause mit äußerem Laufgang dem „kleinen Mann“ zu eigenen vier Wänden verhelfen

Von Christoph Laue

Hermann Bartling war ein Architektur-Visionär des vorigen Jahrhunderts aus Herford, der seine Ideen aber überwiegend nicht realisieren konnte. Selbst in seiner Heimatstadt ist er kaum mehr bekannt. Im Stadtarchiv können seine Pläne eingesehen werden.

Bartling wollte mit seiner 1928 patentierten Erfindung – dem Reihenhause mit äußerem Laufgang – das Bauwesen auf eine völlig neue Grundlage stellen. Seine Pläne seien „die Lösung des Wohn- und Verkehrsproblems, die Beseitigung aller Missstände, welche sich in der Großstadt von heute herausgebildet haben“, schreibt er selbst. In seinem Manifest „Bau der Großstadt“ von 1932 schilderte er auf über 80 Seiten seine Pläne der Ablösung der heruntergekommenen Mietskasernen durch moderne Bauten, die „jedem Großstädter, selbst dem kleinsten Manne eine selbstständige Wohnung mit der eigenen Haustür, ein Eigentum am öffentlichen Verkehrswege“ bieten könne. Dies sei eine Aufgabe von „größter sozialpolitischer Tragweite, ebenso wie die Lösung der

Verkehrsfrage die wichtigste Aufgabe der verkehrstechnischen Fortentwicklung des Großstadtdorganismus überhaupt ist.“

Bartling plante auf Stützen stehende Großbauten seiner Laufganghäuser, um auf einem Hektar Bauland 600 Personen unterzubringen. Er konnte sich vorstellen, große Teile von Berlin abzureißen und seine Pläne umzusetzen.

Er verdeutlichte seine Pläne anhand einer quadratischen Fläche von einem Quadratkilometer. „Dieses Gelände wird von einer ca. 90 m breiten Geschäfts- und Verkehrsstraße mit Hochhausreihenbebauung umschlossen, wodurch ein ca. 80 ha großer quadratischer und für Wohnzwecke auszunutzender Innenraum entsteht.“ Darin bringt er fünf Wohnstraßen unter, die genug Abstand für freie Blicke und Licht- und Sonneneinstrahlung bieten. Die Hochhäuser an den Hauptstraßen haben unten vier bis fünf Geschosse für Büros und Geschäfte, darauf zehn Geschosse für Wohnzwecke, „hierüber wird eine gedeckte Straße für den Leichtverkehr hinweggeführt, deren Dach als Flugzeug An- und Abflugplatz vorgesehen ist“. Unter den

Häusern verlaufen Tiefstraßen sowie Straßenbahnschienen. Die Hoch- und Tiefstraßen werden durch „schraubenförmige Verbindungswege“ verbunden. Die Wohnblöcke im Inneren Gelände bilden einen großen Park, der Spiel- und Sportplätze, Wasserbecken und Ruheplätze, Schrebergärten, Gemeinwirtschaftsräume und viele andere Funktionen aufnimmt.

In Zwischengeschossen will Bartling Büros, Versammlungs-, Theater- und Konzertsäle, Gastwirtschaften und anderes unterbringen. Er macht sich umfangreiche Gedanken zu Wartehallen für den Personenverkehr, Autounter-

stellplätzen, Luftschutz und vielem mehr. Er fertigt sogar Detailzeichnungen für die Inneneinrichtungen der Wohnungen an.

Sozialpolitisch will er durch diese Bauweise erreichen, dass „der Trennungsstrich zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden ausgelöscht“ wird. „Wenn einmal die Großstadt Eigentum der einzelnen Bewohner sein wird, wie die mittelalterliche Stadt Eigentum ihrer Bürger war, dann wird die Interessenlosigkeit und das heutige Proletariat der Vergangenheit angehören“. Es entstehe ein neues Nationalbewusstsein durch die Befriedigung der „notwendigsten

Bedürfnisse“ für die große Masse.

Er erstellte für seine Visionen große Mappen mit Überblicks- und Detailzeichnungen und packte diese in Holzschuber, mit denen er sich präsentierte. Er gehört mit diesen Plänen in eine Reihe mit den großen Architekturvisionären der Weimarer Zeit und steht mit seinen Ideen dem Bauhaus und den Protagonisten des „Neuen Bauens“ in Deutschland, aber auch den amerikanischen Architekten seiner Zeit nahe. Durchaus vergleichbare Architekturvisionen zeigte das Marta Herford 2015 anhand der Brüder Bodo und Heinz Rasch und 2011 mit Richard Buckminster Fuller. Im Gegensatz zu diesen Heroen der Architektur konnte Bartling aber mit seinen Visionen offenbar nirgends ankommen. Nach bisherigen Recherchen sind keine seiner Vorstellungen wirklich gebaut worden. In Herford lässt sich bisher nur ein An- und Umbau am Bronsberger Weg aus dem Jahr 1924 nachweisen. Zuletzt legte er noch 1952 Pläne für Laubengang-Neubauten am kriegszerstörten Herforder Rennplatz vor, die aber keine Berücksichtigung fanden.

Sohn eines Zimmermeisters

◆ Hermann Heinrich Bartling wurde 1880 in Herford als Sohn des Zimmermeisters Heinrich Bartling geboren.

◆ Er besuchte von 1893 – 1898 die Landwirtschaftsschule, arbeitete 1897 – 1900 bei seinem Vater und besuchte dann eine Bau-gewerkeschule.

◆ 1903 – 1904 war er in Düsseldorf und 1904 – 1911 als Architekt in Essen

angestellt. Aus dieser Zeit sind Bauten von ihm nachzuweisen, so 1906 die Festhalle für die Katholikenversammlung.

◆ Er kommt nach Herford zurück, wohnt und arbeitet im familieneigenen Haus an der Bündler Straße 16 und zieht von 1923 bis 1934 nach Bielefeld.

◆ Ab 1934 wohnt er überwiegend in Herford, wo er 1955 stirbt.

Neue Bücher

Inge Rolfsmeier, *Ein Blick zurück – Zigarrenfabriken in Mennighüffen*. 144 Seiten, Verlag für Regionalgeschichte, im Buchhandel, 12,90 Euro. Vorarbeiten von Dr. Otto Steffen und Carl Sieveking bringt die Autorin nach drei Jahren eigener Recherche zum Abschluss. Mit dem Drehen von Zigarren verdienten sich viele Familien in Mennighüffen und drum herum ihren Lebensunterhalt, rund 150 Jahre lang.

Unterwegs im Wittekindsländ: Damit die Kinder Bescheid wissen über ihre Umgebung, gibt es das Buch für den Sachunterricht. Alle Schülerinnen und Schüler in den dritten Jahrgängen erhalten ein Exemplar. Die Sparkasse Herford macht es möglich. Jetzt liegt das Buch in der siebten Auflage vor. Vieles wurde verbessert: Karten, Fotos, frische Texte. *Unterwegs im Wittekindsländ*. Im Buchhandel 12,40 Euro, www.kreisheimatverein.de

HF Magazin
Impressum

NEUE WESTFÄLISCHE

HF-MAGAZIN, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt, H. Braun), verantwortlich für Red. F.-M. Kiel-Steinkamp, Herford, für Anzeigen M.J. Appelt, Bielefeld, Herstellung J.D.Küster Nachf.+Pressdruck GmbH&Co KG Bielefeld

Schätze aus Silber und Gold

Ausstellung in Münster: Das westfälische Münzkabinett öffnet den Tresor. Auch Funde aus dem Kreis Herford glänzen um die Wette

Von Christoph Mörstedt

Komm, wir finden einen Schatz. Was in Janoschs Kinderbuch dem Tiger und dem Bären gelingt, ist zwischen Teuto und Wiehen tatsächlich schon mehrfach passiert. Auf einem Acker bei Oetinghausen entdeckte ein Sonden-gänger im Jahre 2009 zwei auffällige Münzen. Sieben weitere tauchten bei genauerem Nachgraben auf. Die Experten in Münster stellten fest: Gold, römisch, 1700 Jahre alt.

1995 hatten Kinder in Rödinghausen ebenfalls das seltene Glück. Sie entdeckten 85 Silbermünzen, jede fünf Zentimeter im Durchmesser groß, 29 Gramm schwer.

Peter Illisch, Münzenfachmann beim Landschaftsverband in Münster, stellte fest: Reichstaler nach einer Norm von 1566, geprägt in den europäischen Staaten, die die passenden Bergwerke hatten wie im Erzgebirge, im Harz, im Elsass (er berichtete im HF-Magazin Nr. 16). Wer

auch immer das Geld vergraben hatte: Er gehörte höchst wahrscheinlich der vermögenden Schicht auf dem Lande an und wusste, was er tat. Der Schatz enthielt nur wertvolle Münzen, die der Besitzer nicht zur Bank gebracht hatte, weil es in Westfalen noch keine Banken gab.



Jetzt sind die Schätze in Münster zu bewundern. Zum ersten Mal hat das Münzkabinett am LWL-Museum für Kunst und Kultur am Domplatz seinen

Tresor geöffnet und zeigt, was die Sammlung hergibt.

„Monetissimo“ heißt die Ausstellung; bis zum 19.

Februar ist sie zu sehen.

Es geht ums Geld. Aufbereitet in 27 Themen dreht sich die Schau um Zahlungsmittel in jeder Form. Geprüftes Geld, schönes

Geld und Ersatz-Geld kommen vor, ehemaliges Geld, falsches

Geld und böses Geld auch. Geld und wie es entsteht, wie es transportiert und gesammelt wird, wie es sich in Luft auflöst. Darauf muss man erst einmal kommen.

Kern der Schau ist die Sammlung, die 1825 aus bürgerschaftlicher Initiative ihren Anfang nahm und mittlerweile mehr als 100.000 Stücke um-



fasst. Gezeigt werden das Besondere und das ganz Gewöhnliche aus dem Kabinett.

Der Großteil stammt aus Westfalen oder wurde hier gefunden. Zum Beispiel in Oetinghausen und Rödinghausen. Die Fotos zeigen Goldmünzen aus Hiddenhausen-Oetinghausen und Silbermünzen aus Rödinghausen.

FOTOS: LWL/S. AHLBRAND-DORNSEIF

Monetissimo!

- ◆ Aus den Tresoren des Münzkabinetts. LWL-Museum für Kunst und Kultur, Domplatz 10 in Münster.
- ◆ Geöffnet Dienstag bis Sonntag 10-18 Uhr, am 2. Freitag im Monat 10-22 Uhr. Montag geschlossen.
- ◆ Eintritt 8 Euro, ermäßigt 4 Euro, Kinder bis 6 Jahre frei. Tel. 0521 590701.
- ◆ Katalog: 19,80 Euro. www.lwl-museum-kunst-kultur.de



Neue Westfälische

Wir schreiben Geschichte(n)!

Nur in Ihrer NW:

Das HF-Geschichtsmagazin

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford. Spannend und unterhaltend in Ihrer Neuen Westfälischen!

